

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 7

Artikel: Heinrich Heines Ehe
Autor: Victor, Walther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heinrich Heines Ehe.

Zum 80. Todestage des Dichters Heinrich Heine am 17. Februar, von Walther Victor.*)

„Was ist die Liebe? Hat keiner ihr Wesen ergründet? Hat keiner das Rätsel gelöst?“ Heinrich Heine, der Dichter so vieler Liebesseufzer, hat diese Frage an die Mit- und



Heinrich Heine.

Nachwelt gerichtet. Und dieselbe Frage auch ist es, die den Psychologen beschäftigt, wenn er die Ehe betrachtet, die Heinrich Heine mit der Französin Crescentia Eugénie Mirat, die er Mathilde nannte, geführt hat. Es ist kein Sonderfall, dieses seltsame Lebensduett. Wieviel ist nicht geschrieben worden, gerätselt und hineingeheimnist in die Ehe Goethes mit Christiane?! Wie ganz unentdeckt noch ist das Jahrzehnte umspannende Lebens- und Liebesverhältnis des großen Jean Jacques Rousseau zu Thérèse Levasseur!? In allen diesen Fällen steht ein vollkommen durchgeistigter Mensch, einer, der auf den Höhen der Phantasie und in den Tiefen der Gedanken zu Hause ist, einem unendlich einfachen, ja man muß wohl schon sagen, einfältigen Menschenkind gegenüber. Christiane, Thérèse und Mathilde, — sie alle haben nur die Ursprünglichkeit, die natürliche Unberührtheit von allem Geistigen, Zivilisatorischen gemein, ungebildet und unverbildet wie sie waren, vermochten sie ein Leben lang Männer mit Glück zu erfüllen, die die höchsten Ansprüche an Bildung und Kultur zu stellen berechtigt gewesen wären.

Wie oft ist es nicht vorgekommen, daß einfache Menschen von natürlichem Verstand, die meine Biographie der „Mathilde“ (1931 bei E. P. Tal, Wien) gelesen hatten, mich verwundert fragten, wie ich mir dieses sich über 21 Jahre erstreckende innige Verhältnis zwischen dem Dichter und der französischen Bauerntochter wohl erklärte. „21 Jahre glücklich zusammen — welcher deutsche Dichter kann das außer mir behaupten?“ Heinrich Heine, der so über seine Ehe spricht, hat in ungezählten Briefen, Versen und vor allem in seinem Testament bewiesen, daß er bis zum letzten Atemzuge um nichts so sehr gesorgt und gezittert hat wie um Mathilde, das „Lüke, dicke Kind“.

Sieht man hinter die Lebenskulissen dieser Ehe, so ist man versucht, sie als das schönste Gedicht zu bezeichnen, das Heine gelungen ist. Denn sie ist ein vollkommenes ro-

mantisches Idyll. Sie ist grotesk und sie ist wieder in ihrer herzhaften Innigkeit unendlich rührend.

Heine war als junger Mann, 1831, nach Paris gekommen. Noch spürte er nicht die Vorboten jener furchtbaren Krankheit, die ihn auf die Matratzengruft geworfen und mit dem grausamsten Martyrium fast zehn Jahre ans Bett gefesselt hat. Lebenslust erfüllt sah er sich in der Stadt um, die damals wahrhaftig ein „Pantheon der Lebenden“ war, in der sich die größten Geister des Jahrhunderts ein Stelldichein gaben, und die erlesensten Salons sich öffneten, um dem jungen Dichter des „Buches der Lieder“ Ehre zu erweisen. In diesem Stadium geschieht es, daß der verwöhnte junge Mann im Eingang zu einem Schuhwarenladen der Vorstadt jenes junge Mädchen sieht, das hold errötet und dem er alsbald in hemmungsloser Leidenschaft verfallen ist. Gibt es etwas Reizenderes als die Vorstellung, wie diese zwei Menschen, die sich nur mit der Sprache der Augen verständigen konnten (denn Heine verstand nur wenig Französisch, während Mathilde niemals Deutsch gelernt hat) wie diese beiden die ersten Pfade einer jungen Liebe gehen? Da nestelt die Bauerntochter aus dem Flecken Vinot, die bei der Tante im Pariser Laden helfen darf, ein Zettelchen mit deutschen Versen aus dem Nieder, vor denen sie verwundert sitzt. Da sind die ersten Abende im Tanzsaal, an denen der von aller Kultur einer reichen Gegenwart gesättigte Mann, dem sich die verführerischsten Frauen entgegenneigen, die erquickende Gesundheit und Naturfrische eines wirklichen Menschenwunders erlebt. Und dann beginnt jene „Grissettenwirtschaft“, als die maderische „Freunde“ das sechs Jahre währende freie Verhältnis zwischen den beiden bezeichneten. Mathilde nannte er das Mädchen, von dem er, wenn Bekannte kamen, zu sagen pflegte: „Meine Frau“. Und diese beiden Worte „meine Frau“ sind viele Jahre hindurch die einzigen deutschen Worte geblieben, die Mathilde sprechen konnte. „Meine Frau“, so nannte auch sie



Mathilde Heine.

sich selbst. Und sie umgab sich mit jenen Tieren, die ihr wohl verwandter waren als die intelligenten Besucher,

*) Vom Verfasser erscheint eben im Kultur-Verlag St. Gallen „Die letzten sechs Nächte des Heinrich Heine“, 31 Seiten.

die zu Heine kamen. Unzählige Papageien begannen das Heim zu bevölkern, Ragen strichen um sie herum, und wenn er nicht mehr sein wird, werden große Bologneserhunde das einzige männliche Element sein, das ihr nahen darf.

Nach sechsjähriger „wilder“ Ehe hat Heine jenen Zwischenfall mit Strauß, der zu einem Duell führt. Am Tage vorher läßt er seinen Bund mit Mathilde gefehlich besiegeln, und er, der evangelisch getaufte Jude von Geburt, führt die Katholikin nach St. Sulpice, und läßt sich ihrem Glauben entsprechend auch kirchlich trauen. Noch weitere fünfzehn Jahre lang konnte er sich seiner „süßen kleinen Verbringerin“ freuen, — Verbringerin, denn Mathilde kaufte nun einmal zu gern ein, und was ihr an häuslichen Tugenden wohl gefehlt haben mag, das ersetzte sie durch die Freude an den Genüssen gutbeflegter Tische. Behmütig konstatiert's der Dichter, daß seine kleine Mathilde es bis zu 90 Kilo gebracht hat. Und er, der niemals aufgehört hat, ein vielseitiges Herz zu verschwenden, er hat bis zum letzten Augenblick voller Eifersucht über Mathilde gewacht. Nichts ist ihm, dem armen Lazarus, so schrecklich, als daß er nun nicht mehr mit einer Million gesunder Männer konkurrieren kann, die

Mathilde auf ihren Spazierfahrten wohl sieht. Und es ist erschütternd nachzulesen, wie er sich, wenn Mathilde im Nebenzimmer mit Cocotte, dem Lieblingspapagei, plaudert, im entsetzten Verdacht, ein Liebhaber könne sich eingeschlichen haben, mit den vom Schlaganfall gelähmten Gliedern auf der Erde rutschend bis auf die Schwelle schleppt, um nach ihr zu schauen, ohnmächtig, aber glücklich zusammenbricht, da er seine Angst als grundlos erkennt.

Mathilde hat Heine um 27 Jahre überlebt. Wie leider auch heute noch, so war schon damals in der von ihm heißgeliebten deutschen Heimat nicht viel Gegenliebe für ihn vorhanden, und so manches häßliche Gerücht ward auch über Mathilde ausgestreut. Die Wahrheit ist, daß sie ihn im Leben und all die Jahre nach seinem Tod auf ihre schlichte Art die treueste Gattin gewesen ist. An seinem Todestag, auch an einem 17. Februar, starb die „Witwe Henry Heine“, wie sie sich nannte, aus einer Welt hinweg, die die Liebe eines der größten Lyriker, die je gedichtet haben, für sie verschönt hatte.

Hier ist kein Rätsel zu ergründen. Hier waren zwei Menschen restlos glücklich.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

7

„Well, Mister Henderson, Sie haben mir vorhin gesagt, jede gute Tat rächt sich auf Erden und mir auch den Beweis dafür geliefert. Nun will ich Ihnen meinerseits den Beweis liefern, daß Sie recht hatten. Sie haben mir einen Tip gegeben, für den ich Ihnen von Herzen danke und nun gebe ich Ihnen einen anderen. Wenn Sie sich jetzt vor der Claim Office anstellen, so haben Sie immerhin Aussicht, noch morgen nachmittag vor Büroschluß Ihre Eintragung zu erlangen. Allerdings es ist nur eine Aussicht und es kann Ihnen ebensoviel passieren, daß der Schalter gerade hinter Ihrem Vordermann geschlossen wird und Sie bis zum nächsten Morgen warten müssen, wenn Sie Ihren Platz nicht etwa verlassen. Ich gebe Ihnen daher den Rat, begeben Sie sich irgendwo zu Bett und schlafen Sie bis morgen früh neun Uhr. Dann gehen Sie nach der Claim Office und wenden sich mit einer Zehndollarnote und der Bitte, Sie hinterherum an den Schalter zu führen, an den Porter. Dann ist das Geschäft in weniger als einer halben Stunde erledigt. Es sollte gar nicht solange in Anspruch nehmen, aber es werden noch einige vor Ihnen sein, denen diese besondere Art der Verwendung von Zehndollarnoten ebenfalls bekannt ist. — Ich hätte große Lust, die Bewohner dieser guten Stadt zusammenzutrommeln und den ungeheuren Graft, der hier überall und ganz ungeschont geübt wird, auszurotten, damit auch der ehrliche Mensch seine Chance erhält. Aber Sie haben mir für den Augenblick etwas anderes zu tun gegeben. Noch eins. Darf ich meinem Landsmann Ihren Tip verraten?“

Henderson zuckte die Achseln.

„Das steht bei Ihnen. Meinen Claim habe ich mir gesichert. Gegen wie viele Mitbewerber Sie das Rennen machen wollen, ist Ihre Sache.“

Sie entfernten sich jetzt wieder aus ihrer Ecke, um zunächst nach ihrem Tische zurückzukehren, wo Escher sich von Schmidt verabschieden wollte. Er war entschlossen, am anderen Morgen den Dampfer bis Fairbanks Landing zu benutzen und von dort zu versuchen, auf irgendeine Weise durch den Fünfzig-Meilen-Sumpf zu gelangen. Führer oder nicht. Die Zeiterparnis, die ihm dieser Weg bot, war die Gefahr und Mühe wert.

Als sie sich ein paar Schritte entfernt hatten, wurde der

dide Wollvorhang vor dem Bühneneingang beiseite geschoben und die kleine May trat in den Saal.

Ihr sonst etwas bleiches Gesicht war wie unter einer heftigen Erregung flammendrot und in ihren Augen flackerte es seltsam, als sie Escher und Henderson nachblickte.

7.

Miterben.

Escher machte Schmidt Mitteilung von dem, was er von Henderson erfahren. Er tat es im Flüsterton und wählte auch noch die deutsche Sprache, um sicher zu sein, von keinem der Umstehenden verstanden zu werden.

Schmidt lehnte indessen dankend ab, davon Gebrauch zu machen. Dreimal sei er schon solchen Tips nachgegangen, oder eigentlich nachgerast, denn es hätte sich jedesmal um ein richtiges Rennen gehandelt und dreimal wäre ihm nur das Nachsehen geblieben. Nein, er zöge vor, hier seine Ausrüstungen weiter zu verkaufen. Das sei eine sichere Spekulation. Zu seiner eigenen Ueberraschung habe er nämlich plötzlich ein ganz beträchtliches kaufmännisches Talent in sich entdeckt. Das möge ja wohl schon immer in ihm ein verborgenes Dasein geführt haben, aber ohne daß er eine Ahnung davon gehabt habe. Wenigstens habe es sich daheim stets nur nach der negativen, sollte heißen Ausgaben-seite hin geoffenbart, was entschieden nicht ganz kaufmännisch gewesen wäre. Es sei jetzt eine völlig neue Erfahrung für ihn, die ihm Spaß mache, die Geschichte nun einmal nach der Plusseite hin auszuprobieren. Aber er wünsche Escher Glück.

Es schien indessen, als ob es Escher bestimmt sei, nicht so leicht aus dem Pavillon-Theater fortzukommen, denn als er sich von Schmidt verabschiedet hatte und sich zum Gehen anschickte, legte sich noch einmal eine Hand, und diesmal dreist und schwer, auf seine Schulter.

„Einen Augenblick, Mister“, sagte eine Stimme, rau wie ein Reibeisen.

Ueberrascht aufblickend, sah er den Kraftmenschen vor sich, der ihn aus seinen Schweinsaugen mit einem Blicke anglokte, der wohl freundlich sein sollte. Obwohl er sich hier nicht gerade in einer Umgebung befand, in der auf Höflichkeitsformen besonderer Wert gelegt wurde, empfand